

„Wahre“ türkische Männlichkeit – Die (Re)Produktion von hegemonialer Männlichkeit und traditionellen Geschlechterrollen durch das türkische Militär

SABRINA AHMED. HÜR CAN ASLI AKSOY

„According to the procedures, you might be supposed to see this case as disease, but I'm aware of the fact that I'm not ill“ (Altay 2012). Dies war die Antwort von Erkan Altay auf die Frage der militärischen Ärzt_innen im Istanbuler Militärkrankenhaus, ob er Homosexualität für eine Krankheit halte. Der freie Journalist und Aktivist der LGBTI-Organisation Kaos GL hatte sich um eine Befreiung von der Wehrpflicht aufgrund seiner Homosexualität beworben. Trotz seiner eigenen Aussagen, homosexuell zu sein, waren die Militärärzt_innen nicht von seiner Homosexualität überzeugt. Er wurde als „neurotisch, geeignet für den Militärdienst, nicht geeignet als Kommando“ eingestuft (Zaman 2012). Altays Erlebnis ist kein Einzelfall in der Türkei. LGBTI-Gruppen fordern seit mehreren Jahren, dass die eigene Aussage, homosexuell zu sein, für Bewerber¹ ausreichen sollte, um einen sogenannten „Rotten Report“ (çürük raporu) zur Befreiung von der Wehrpflicht zu erhalten.²

Das türkische Militär stuft Homosexualität als „psychosexuelle Störung“ ein, die nach Ansicht des Militärs den Zusammenhalt innerhalb der Streitkräfte bedroht (Biricik 2011, 92; Basaran 2014, 574). Aus diesem Grund können männliche Homosexuelle durch die Bewerbung um einen Rotten Report vom Wehrdienst ausgeschlossen werden (Basaran 2014, 562; Biricik 2011, 95). Allerdings sind die Kriterien, um als homosexuell und damit untauglich für den Militärdienst eingestuft zu werden, extrem streng, und die Bewerber müssen sich meist erniedrigenden Untersuchungen unterziehen.

In diesem Beitrag wird untersucht, wie das türkische Militär durch die Prozedur der Rotten Reports hegemoniale Männlichkeit (Connell 1995) (re)produziert und dadurch zur Verstärkung und Aufrechterhaltung traditioneller Geschlechterstereotype beiträgt. Hierfür werden die Theorien der militärischen Sozialisation von Thomas Kliche (2004), der hegemonialen Männlichkeit von Raewyn W. Connell (1995) und der Gender-Performativität von Judith Butler (1999) verknüpft. Zahlreiche Arbeiten zu zivil-militärischen Beziehungen haben sich bereits mit militärischer Sozialisation und deren Auswirkungen auf Genderstereotypen und Rollenbilder in Gesellschaften beschäftigt (Kronsell/Svedberg 2011; Ahrens/Apelt/Bender 2005). Doch bisher wurden Analysen des Umganges mit homosexuellen Männern im Militär und der (Re)Produktion von hegemonialer Männlichkeit häufig im US-amerikanischen Kontext durchgeführt. Dabei ist der offizielle Ausschluss Homosexueller aus der Wehrpflicht, wie es im türkischen Militär stattfindet, außerordentlich und einzigartig, wie hier gezeigt werden wird.

Im Folgenden wird zunächst beleuchtet, was unter traditionellen Geschlechterrollen und dem Männlichkeitsbild in der Türkei verstanden wird. Daraufhin wird erst auf

männliche Homosexualität³ in der Türkei, dann spezifisch auf jene im türkischen Militär eingegangen. Zu diesem Zweck werden die Prozedur der sogenannten Rotten Reports und die Kriterien für die Einstufung als homosexuell analysiert. Schlussfolgernd wird näher betrachtet, wie das türkische Militär Homosexualität als „Gefahr“ postuliert und die Mechanismen der Konstruktion tradierter ‚Männlichkeit‘ gesellschaftlich (re-)konstruiert. Auf der Grundlage einer Literaturanalyse von deutschen, englischen und türkischen Primär- und Sekundärquellen, darunter wissenschaftliche Texte, die auf Interviews mit Betroffenen basieren, Befragungen, Artikeln und Blogs von türkischen LGBTI-Organisationen, wird die Frage empirisch beantwortet. Die Analyse beschränkt sich vorwiegend auf den Zeitraum von 2010 bis 2017, da das Thema Homosexualität im türkischen Militär vor allem in dieser Periode stark öffentlich debattiert wurde und zu dieser Zeit die Methode der Rotten Reports erstmals öffentlich wurden.

Theoretische Überlegungen: Militärische Sozialisation, hegemoniale Männlichkeit und Gender-Performativität

Einige Vertreter_innen der Soziologie sehen einen unüberwindbaren Graben zwischen militärischer Ethik und gesellschaftlich anerkannten Normen (Apelt 2006, 26; Kliche 2004, 344). Das Militär bereitet Soldat_innen auf den Krieg vor, also auf die Bereitschaft und Fähigkeit, andere Menschen zu verletzen oder zu töten. Somit stehen die aus dieser Logik heraus entwickelten Normen und Werte des Militärs in einem Spannungsfeld zu den gesellschaftlich sonst anerkannten Normen (Apelt 2006, 26). Kliche (2004, 344) beschreibt das Militär als „professionelle, gewalttätige Bürokratie mit Sondermoral“, welche mit den demokratischen und egalitären Grundwerten bricht. Da die Soldat_innen psychosozial auf den Krieg vorbereitet werden müssen, erlernen sie durch die militärische Sozialisation unterschiedliche Kompetenzen. Militärische Sozialisation bedeutet die Prägung von Emotions-, Denk- und Verhaltensmustern durch Ausbildung und Organisation im Militär, um die militärische Sondermoral zu verinnerlichen und umzusetzen (Kliche, 344ff.). Dies geschieht u.a. durch „Tribalisierung“ und die Schaffung eines „konventionelle(n) männlichen Gender-Stereotyps“ (ebd., 346ff.).

Durch die Tribalisierung, d.h. die „Formierung kleiner künstlicher Stämme“ (Kliche 2004, 347) verstärkt die militärische Sozialisation die Gruppenkohäsion, die als tragend für die Kampfmoral gilt. Die Tribalisierung wird durch die exklusive Auswahl soziokulturell passender Mitglieder unterstützt (ebd., 347f.). Das Militär konstruiert zudem ein konventionelles, männliches Gender-Stereotyp, das auf gewaltsamem Konfliktverhalten, konkurrenzorientierter Durchsetzung durch Stärke, Streben nach Machtgewinn und emotionaler Distanz basiert. Dies dient der Abwehr vermeintlich ‚weiblicher‘ Eigenschaften, wie Einfühlungsvermögen und kommunikative Verständigung, die „unbewusst als formlos und chaotisch, als Einbruch latenter Homosexualität und Identitätsbedrohung gefürchtet werden“ (ebd., 349f.).